

Gegensätze innerhalb der schweizerischen protestantischen Theologie

Autor(en): **Vischer, Eberhard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **16 (1915-1916)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

GEGENSÄTZE INNERHALB DER SCHWEIZERISCHEN PROTESTANTISCHEN THEOLOGIE

Nachdem Ragaz ein drittes Mal seine Klagen und Anklagen erhoben und aufs Eingehendste zu begründen versucht hat, sei auch mir gestattet, noch einmal darzulegen, wogegen sich mein Widerspruch richtet, so kurz, aber auch so deutlich als möglich, zugleich aber auch in einer Gesinnung, die nicht den Streit, sondern die Verständigung sucht. Nicht weil ich meinte, das letzte Wort behalten zu müssen oder zu können, sondern um der Klarheit darüber willen, um welche Gegensätze es sich in Wirklichkeit handelt; denn durch die mehrmalige Rede und Gegenrede ist die Frage, von der die Diskussion ausging, und gegen deren Beantwortung mein Widerspruch einsetzte, immer mehr hinter andern zurückgetreten. Zugleich aber ist auch immer deutlicher geworden, gegen wen Ragaz seine Anklagen erhebt und warum er sie erhebt.

Was ist es, um dessen willen ich mich verpflichtet fühlte, in dieser Zeitschrift gegen meinen Freund und Kollegen das Wort zu ergreifen, und das mich bei aller Bereitwilligkeit, in die mir dargebotene Hand einzuschlagen, dennoch nötigt, allerwenigstens an einem Punkt meinen Widerspruch mit aller Entschiedenheit aufrecht zu halten?

Ist es, wie nach den letzten gegen mich gerichteten Ausführungen scheinen könnte, die Tatsache, dass ich, im Gegensatze zu Ragaz, zu denen gehöre, die „das kulturelle und das politische Deutsch-tum verwechseln“, die aus der Sprachgemeinschaft das Recht, ja die Pflicht ableiten, durch dick und dünn mit den Sprachgenossen zu gehen, die aus der Sprachgemeinschaft auch eine politische Gemeinschaft machen wollen, ja wohl gar zu denen, die mit vollem Bewusstsein sich nicht vom Geist, sondern vom „Blute“ leiten lassen?

Vom Anfang des Krieges an habe ich mit Entschiedenheit die an uns gerichtete Forderung abgelehnt, dass wir um der mannig-fachen Bande willen, die uns mit den Sprach- und Stammesgenossen verbinden, uns irgendwie in der Beurteilung der politischen Ereig-nisse und so auch der jetzigen ungeheuern Tragödie bestimmen lassen. Ich habe zu zeigen versucht, wie wir das um unser selber

willen nicht dürfen, wie wir es aber auch deshalb nicht können, weil uns nicht bloß mit einem, sondern mit allen den großen Völkern, die sich jetzt feindlich gegenüberstehen, tausend Bande in herzlicher Dankbarkeit verbinden, wie es endlich gerade auch im Interesse der kämpfenden Völker selber liegt, dass wenigstens wir am Streite nicht unmittelbar Beteiligten versuchen, uns auf einer über dem Kampfe liegenden Höhe zu halten. Und ich glaube ruhig sagen zu dürfen, dass ich mich auch wirklich wie Wenige bemüht habe, jedes Volk zu verstehen und ihm gerecht zu werden, und frei von jeder Antipathie bin. Auch meine in dieser Zeitschrift (Heft 18) erschienenen Ausführungen sollten gerade zeigen, dass in der von mir gebrauchten und von Ragaz beanstandeten Bezeichnung für mich, wie für die große Mehrzahl der Deutschschweizer, keine von den Folgerungen enthalten sei, die man daraus ziehen könnte. Wenn sie wirklich auch bei Andern den entgegengesetzten Eindruck bewirkt haben sollten, so müsste ich mich merkwürdig missverständlich ausgesprochen haben.

Ich habe einige Aussprüche und Handlungen anders sprechender Eidgenossen angeführt zum Beweise, dass man auf der andern Seite zuweilen den Deutschschweizern vorwirft, was man sich selber keineswegs nehmen lässt. Ich selber aber würde schon deshalb nicht von der verbindenden Macht des Blutes reden, weil mich meine geschichtlichen Studien seit manchen Jahren zu der Erkenntnis geführt haben, dass das die Völker Verbindende und Trennende gemeinsame und verschiedene Erlebnisse, gemeinsame und verschiedene Ideale, auch gemeinsame und verschiedene Bedürfnisse sind, nicht aber die problematische Einheit oder Verschiedenheit des „Blutes“. Die Binsenwahrheit, dass es noch andere und wichtigere Bande als die gemeinsame Sprache gibt, brauche ich mir nicht sagen zu lassen. Freilich so selbstverständlich das ist, so bleibt auch die andere Tatsache bestehen, dass wir nicht übersehen können und dürfen, was uns in unserer Sprache und dem, was damit zusammenhängt, geschenkt ist, und was wir mit denen gemeinsam besitzen, die dieselbe Sprache sprechen.

Mag es zu unserer „Naturgebundenheit“ gehören, dass wir als Deutschschweizer geboren und aufgewachsen sind: ich bekenne mich zu einem Christentum, dem auch die Natur Schöpfung Gottes ist, und das nicht in ihrer Verleugnung, die in Wahrheit doch nicht gelingt und nur zur Verkrüppelung führt, sondern in

ihrer Verwendung in seinem Dienste die dem Menschen gestellte Aufgabe sieht. Wie ich selber die von den Vätern ererbte deutschschweizerische Art zu pflegen und zu erhalten bestrebt bin, so freue ich mich auch über jeden welschen oder tessinischen Eidgenossen, die an ihrer Art treu festhalten und sie verkörpern, weil ich gerade in dieser Mannigfaltigkeit einen Hauptreiz unseres Landes sehe und weiß, dass Treue gegen die heimische Art nicht ein Hindernis, sondern die Voraussetzung echten Schweizertums ist. Als elender Feigling aber käme ich mir vor, wollte ich gerade in dem jetzigen Augenblicke, wo Viele alles, was sich deutsch nennt, nicht genug schmähen können, aus irgend welchen Gründen eine Bezeichnung vermeiden, die gestern noch selbstverständlich war, und undankbar vergessen oder verleugnen, was ich als deutscher Schweizer empfangen habe und besitze. Ich meine, dafür sollten gerade die ein Verständnis haben, die froh sind, „dass es noch irgendwo Schweizer gibt, bei denen das berechnende Philistertum nicht alles geistige Temperament verschlungen hat“.

Aber lediglich um dieses zu sagen, hätte ich nicht das Wort ergriffen. Was ich darüber ausgeführt habe, das habe ich zur Abwehr eines Missverständnisses gesagt.

Mein Widerspruch galt und gilt aber auch nicht dem vielen Schönen, das Ragaz dem reformierten Protestantismus nachzurühmen weiß, so sehr ich mir auch als Historiker sage, dass ein Bild, das nur die lichten Seiten einer geschichtlichen Erscheinung zeigt, kein vollständig richtiges Bild ist und mit Notwendigkeit bewirkt, dass nun von anderer Seite die Schatten übermäßig stark hervorgehoben werden, wie das gerade Calvin und der Calvinismus reichlich erfahren haben und wieder erfahren werden. Ich kann aber nur immer wieder betonen, dass mir vollständig ferne liegt, zu übersehen, was an unserer schweizerisch-reformierten Auffassung berechtigt ist, oder es gegen irgend welche fremde Art preiszugeben. Ich bin auch mit Ragaz der Meinung, dass der Calvinismus auf die Entwicklung der Länder, in denen er zur Herrschaft gelangt ist, einen wichtigen Einfluss ausgeübt hat, halte es freilich zum mindesten für eine gewaltige Übertreibung, wenn er nun diesen Einfluss lediglich auf das zurückführt, was den Calvinismus vom lutherischen Protestantismus *unterscheidet*. Was von der befreienden Wirkung der Religion gilt, die den Menschen unmittelbar vor Gott

und das Gewissen stellt, das gilt vom Protestantismus insgesamt, ja in hohem Maße vom Christentum überhaupt, und dass auch das Luthertum sich sehr wohl mit Demokratie vertragen kann, beweist z. B. das gut lutherische, aber trotz dem Königtume im besten Sinne demokratische Norwegen. Nebenbei gesagt: das Köpfen eines Königs ist weder die höchste noch überhaupt eine zweifellose Probe wirklich demokratischer Gesinnung, und es gibt Königreiche, in denen wenigstens ebensoviel wahrhafte Freiheit herrscht wie in einzelnen Staaten, die sich demokratische Republiken nennen.

Aber auch die Frage nach dem Werte und dem Einflusse calvinistischen Geistes hätte mich nicht veranlasst, in die Diskussion einzugreifen, so wichtig sie auch für mich ist. Wohl aber die Anklage und die Forderung, die Ragaz damit begründet hat.

Sie lautete kurz gesagt dahin: Indem die deutschschweizerischen Studierenden der protestantischen Theologie an reichsdeutsche Universitäten gehen, und an den theologischen Fakultäten der deutschen Schweiz reichsdeutsche Professoren lehren, tritt das Luthertum und das Deutschtum an die Stelle, wo der Calvinismus und das Schweizertum stehen sollten, und untergraben unsere nationale Existenz. Das ist die Antwort, die Ragaz als Vertreter der theologischen Fakultät und der deutschen Schweiz an der Versammlung schweizerischer Hochschullehrer auf die Frage gegeben hat, wie es mit der Abhängigkeit der protestantischen theologischen Fakultäten und dessen, was sie vertreten, vom Auslande stehe, und was in dieser Beziehung allfällig zu tun sei.

Dazu mich zu äußern war ich nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, trotzdem oder gerade weil ich wie Ragaz im „Theologenkreis“ sitze und als Professor der Theologie und als Mitglied der Behörde, vor der weitaus der größte Teil der deutschschweizerischen Theologiestudierenden die Prüfungen besteht, seit Jahren in der Lage bin, die Entwicklung unserer jungen Theologen besonders genau verfolgen zu können. Ich fühlte mich aber auch deshalb zu einer Antwort verpflichtet, weil ich mich, wohl nicht mit Unrecht, nicht zu denen rechne, gegen die Ragaz mit seinen Anklagen vor allem zielt, und weil ich manche Überzeugungen und Hoffnungen, denen er Ausdruck verleiht, mit ihm teile.

Er hat zur Begründung seiner Anklagen ein trübes Bild von der geistigen Verfassung der Schweiz entworfen, und ich habe keine

Ursache, es heller zu malen. Ich weiß nicht, ob und wieweit es in andern Ländern besser steht. Aber es genügt mir, dass auch ich sehr Vieles sehe, das ich anders haben möchte, und wenn er die Hilfe allein von einer geistigen Erneuerung erwartet, von einer tiefen Erfassung der Grundlagen, auf denen unsere Demokratie ruht, so stimme ich ihm rückhaltlos zu und füge nur noch hinzu: Erst dann werden unsere demokratischen Formen und Rechte, deren wir uns rühmen, und auf die wir so stolz sind, zu einem wirklich wertvollen Besitztume, wenn wir uns Rechenschaft darüber geben, was wahre Freiheit und Demokratie im guten Sinne des Wortes ist, wenn wir unsere demokratischen Formen und Rechte als Werkzeuge im Dienste einer wertvollen Aufgabe brauchen, wenn die Freiheit, deren wir uns rühmen, nicht bloß eine Freiheit ist, zu tun, was uns gefällt, sondern die Fähigkeit, zu tun, was wir sollen, wenn wir der Welt nicht bloß in Worten, sondern durch Taten zeigen, wie gerade ein solches Volk, das nur den von ihm selber gegebenen Gesetzen folgt, sich am besten in Zucht hält und dem Ideale eines Volkes am nächsten kommt, in dem jeder seine Kräfte und Gaben zum Wohle der Allgemeinheit und zur eigenen Befriedigung betätigt, ohne den Nächsten zu vergewaltigen und in der Betätigung seiner Kräfte und der Erfüllung seiner Aufgaben zu hindern.

Ich kann ihm aber nicht beistimmen, wenn er nachzuweisen versucht, von welcher Seite her sich dieser geistigen Erneuerung das größte Hemmnis entgegenstelle, auf welchem Wege sich die geistige Untergrabung der Schweiz vollziehe.

Die Tatsache, dass die meisten künftigen deutschschweizerischen Pfarrer ein oder auch mehrere Semester an reichsdeutschen Universitäten zu studieren pflegen, dass an unsern Fakultäten neben schweizerischen auch reichsdeutsche Professoren lehren, ein Grund, wenn vielleicht auch nicht der einzige, aber jedenfalls ein sehr wichtiger, dass von einer geistigen Untergrabung der Schweiz geredet werden muss! Die nationale Existenz der Schweiz deshalb aufs Schwerste gefährdet, weil sich unsere jungen Theologen statt vom kalvinischen vom lutherischen Geiste beeinflussen lassen! An dieser Behauptung überrascht vor allem andern die ungeheure Überschätzung des Einflusses, der unsern Pfarrern und Professoren zugeschrieben wird. Ich lasse an meinem geistigen Auge alles vor-

überziehen, was an Erscheinungen des privaten und öffentlichen Lebens uns mit tiefer Sorge erfüllen muss: den rücksichtslosen Egoismus, in dem Unzählige nur an sich selber denken, unbekümmert um das Ergehen ihrer Nächsten, von deren Arbeit auch sie leben, um das Schicksal ihres Landes, das ihnen die Existenz gewährt und sichert. Die Gleichgiltigkeit so mancher unserer Behörden gegen Aufgaben, die in andern, monarchischen Ländern schon längst erfolgreich gelöst worden sind. Die Unwilligkeit so vieler Bürger, dem Staate zu geben, was ihn in den Stand setzt, zu leisten, was er leisten sollte. Die Selbstverständlichkeit, mit der Gemeinden, Talschaften, Kantone, Landesteile, Berufsklassen und Parteien ihre eigenen Interessen über die der Gesamtheit stellen. Die Mißstände in der Armee, die rohe Behandlung der Soldaten durch manche Offiziere und Unteroffiziere, die Unfähigkeit mancher Soldaten, zu erkennen, was der Ernst der Stunde von dem Einzelnen an Selbstzucht und Selbstüberwindung erfordert, usw. Und das alles die Folge davon, dass unsere jungen Theologen an Stelle des Calvinismus sich von dem zugleich quietistischen und imperialistischen lutherischen Geiste haben infizieren lassen, und ihre Professoren, vor allem die Basler, ihnen mit dem schlechten Beispiele vorangehen? Mag man noch so sehr davon überzeugt sein, dass Pfarrer, die auf der Höhe ihrer Aufgabe ständen, einen ganz andern Einfluss auszuüben vermöchten, so ist doch das Missverhältnis zwischen den Kräften, über die der Angeklagte verfügt, und dem Unheil, für das er verantwortlich gemacht wird, allzugroß, als dass es einer weitem Auseinandersetzung darüber bedürfte. Ich kann nur wiederholen: wer für alle diese, leider durchaus auf unserem eigenen Boden gewachsenen, echt schweizerischen Untugenden, die unsere Geschichte so oft zu einer Reihe von Niederlagen gemacht haben, die Schuld, wenn auch nur teilweise, auf fremden Einfluss zurückführt, der sucht am falschen Orte; denn woran unser öffentliches und privates Leben krankt, das war vorhanden, lange ehe unsere Fakultäten deutsche Professoren als Lehrer besaßen und lange ehe unsere Studenten an reichsdeutschen Universitäten studierten und dort neulutherische Theorien einsogen.

Wie steht's aber mit diesem letzten Vorwurfe? Lässt er sich wirklich beweisen?

Nachdem im 16. Jahrhundert nicht nur die Franzosen Farel

und Calvin in dem Teile unseres Landes, den wir jetzt die welsche Schweiz zu nennen pflegen, sondern auch in Basel und Bern die Deutschen Oekolampad und Haller einen entscheidenden Einfluss auf die Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse ausgeübt, und an der einzigen schweizerischen Universität, in Basel, Deutsche wie Karlstadt, Phrygio, Simon Grynæus, Buxtorf u. a. mit Freuden aufgenommen worden waren, kam die Zeit, wo man sich auf allen Gebieten mit immer höher werdenden Zäunen gegen fremde Einflüsse abzuschließen begann, die Zeit, wo politische und konfessionelle Engherzigkeit mit einander wetteiferten und sich die Hand reichten. Wie die Bürgerschaften der Städte und die Kreise der regierenden Familien nach Kräften das Eindringen neuer Elemente zu verhindern suchten, so behalfen sich auch die hohen Schulen immer mehr ausschließlich mit ihrem eigenen Nachwuchs. Die jungen Theologen freilich erwarben sich auf weit ausgedehnten Kandidatenreisen in höherm Maße als jetzt eine Kenntnis der jenseits der heimischen Grenzpfähle liegenden Welt. Die Ausschließlichkeit aber, die auf beiden Seiten herrschte, sorgte dafür, dass ihre reformierte Orthodoxie nicht durch Berührung mit dem Luthertume Schaden litt. Es ist jedoch bereits mehrfach darauf hingewiesen worden, wie wenig damals die Zustände in Staat und Kirche der reformierten Schweiz einen wahrhaft freiheitlichen, demokratischen Geist offenbarten.

Aber dann kam die Aufklärung und mit ihr neue Gegensätze, hinter denen die bisherigen verschwanden oder doch als unbedeutend erschienen, es kam die Erneuerung der protestantischen Theologie durch Schleiermacher, der nicht nur über den Gegensatz zwischen lutherischer und reformierter Orthodoxie, sondern auch über den zwischen Supranaturalismus und Rationalismus hinausführte, es kam die Union zwischen den beiden protestantischen Kirchen, und nun begannen nicht bloß schweizerische Theologen in größerer Zahl an unierten, ja an lutherischen Fakultäten zu studieren. Nun geschah auch, dass die Erziehungsbehörden der deutschschweizerischen Stadt, die damals noch allein eine Universität besaß, in W. M. L. de Wette einen deutschen Theologen an ihre Hochschule beriefen, der allerdings schon durch die Ausgabe der Lutherbriefe bewiesen hatte, dass er für die in dem Wittenberger Reformator drohende Gefahr kein Verständnis besaß. Es

war Basel — das fatale Basel —, das diesen Schritt tat. Aber Zürich und Bern folgten, ja in Zürich wurden sogar die beiden einzigen ordentlichen Professuren der theologischen Fakultät an der neugegründeten Universität mit deutschen Gelehrten besetzt. Es war nicht der quietistische Geist Luthers, dem man dadurch die Tür zu öffnen dachte. Die radikalen Behörden, die diese Berufungen bewirkten, hofften im Gegenteil, dadurch den konservativen Geist, nicht bloß in der Kirche, am erfolgreichsten zu bekämpfen und so ihren politischen Gegnern den Boden unter den Füßen wegzuziehen. In jedem Falle war nun der Bann gebrochen und jahrhundertlang unübersteigbare Schranken niedergelegt. Den ersten deutschen Professoren folgten weitere. Ebenso stellten sich deutsche Studenten nicht bloß reformierter Herkunft ein, und zugleich wurde immer mehr zur Regel, dass von den jungen schweizerischen Theologen, wer es konnte, für ein oder ein paar Semester eine deutsche Universität aufsuchte, ohne ängstlich darnach zu fragen, welcher Konfession die Lehrer angehörten.

Das wurde nicht anders, als Deutschland nach jahrhundertelanger politischer Ohnmacht und Zerrissenheit unter Preußens Führung die lang ersehnte Einheit erlangte, und diese Tatsache auch an der deutschen Theologie nicht spurlos vorübergehen konnte, falls sie nicht jede Fühlung mit der Wirklichkeit verloren hatte und den Aufgaben, vor die sie uns stellt. Aber mag wirklich ein Zusammenhang bestehen, nicht sowohl zwischen der Entstehung, aber vielleicht der raschen Verbreitung der Göttinger Theologie, das, was die jungen Theologen und auch die schweizerischen von Albrecht Ritschl vernahmen, und was sie begeisterte, das war nicht die Lehre von der *Scheidung* der Religion und des täglichen Lebens, die Lehre, dass man nicht daran denken dürfe, auch an die öffentlichen Dinge religiöse oder ethische Maßstäbe anzulegen, und dass das Evangelium wohl der einzelnen Seele Frieden zu spenden vermöge, aber nicht die Macht sei, die Welt umzugestalten. Es war das gerade Gegenteil. Was sie begeisterte, war die überzeugende Kraft, mit der er dem Christentum der Weltflucht das Christentum der Weltüberwindung entgegenstellte, der Nachdruck, mit dem er dem Christentum zur Pflicht machte, sich auf allen Gebieten als ein Salz zu erweisen, mit dem er den Gedanken des *Reiches Gottes*, der Unterwerfung aller Gebiete unter die Herrschaft

Gottes, den Geist Christi, in den Mittelpunkt seiner Theologie stellte. Er suchte zu zeigen, dass von den Reformatoren zu einseitig nur die Versöhnung des Menschen mit Gott durch Christus betont, und über dem berechtigten Proteste gegen die Gleichsetzung von Reich Gottes und sichtbarer Kirche der wichtige Kern der Lehre vom Gottesstaate oder Gottesreiche zu sehr zurückgestellt worden sei. Das Christentum sei nicht einem Kreise mit *einem* Mittelpunkt, sondern einer Ellipse mit *zwei* Brennpunkten zu vergleichen, und wie Christus sowohl als Erlöser wie als Stifter des Gottesreiches eine einzigartige Bedeutung für die Menschheit besitze, so müsse sich auch der Christ dadurch als ein Kind Gottes erweisen, dass er in tapferm Gottvertrauen nicht nur Freud und Leid aus der Hand seines himmlischen Vaters empfangen, sondern auch in unermüdlicher Arbeit mithelfe, die Welt in ein Reich Gottes zu verwandeln. Das war es, was mich zu der Behauptung berechtigte, gerade den *Lutheraner* Ritschl und seine Theologie hätte Ragaz nach den von ihm angelegten Maßstäben auf die Seite der Reformierten rücken müssen. Ich sagte das nicht, weil ich Ritschlianer bin. Ich bin es so wenig als Ragaz, so viel ich auch meinem Lehrer verdanke. Ich sagte es, weil es so ist, wie mir jeder Kenner der Ritschlschen Theologie bestätigen wird. Jedenfalls haben sich die schweizerischen Theologen, die sich von Ritschl anregen ließen, nicht durch einen Quietismus irgendwelcher Art von ihren Gefährten unterschieden.

Doch auch Ritschl und seine Theologie gehört der Vergangenheit an, und über der *heutigen* theologischen Generation, auch der schweizerischen, leuchten andere Sterne. Sie aber vor allem muss Rede stehen, wenn untersucht wird, ob und wie weit die Anklage auf geistige Untergrabung der Schweiz durch die vom Luthertum beeinflussten Theologen berechtigt ist. Was ist das Bild, das *sie* dem unbefangenen Beobachter darbietet? Lauter Naumannianer? Leute, die jedes Eingreifen in die öffentlichen Dinge vom Standpunkte der christlichen Ethik aus ablehnen? Quietisten, die um das Heil der einzelnen Seele besorgt sind, im übrigen aber nur darnach trachten, sich von der Welt möglichst unbefleckt zu halten? So könnte und müsste nach Ragazens Schilderung vermuten, wer keine Ahnung von den wirklichen Verhältnissen hätte. In Wirklichkeit ist aber gerade das *Gegenteil* richtig, ist die sogenannte

religiös-soziale Richtung unserer jüngern Pfarrergeneration das, was ihr den eigentümlichen Charakter gibt, der entschlossene Wille, in alle Verhältnisse einzugreifen, auch in solche, von denen sich früher der Pfarrer ferne hielt, und auch im *öffentlichen* Leben überall und zu jeder Zeit die letzten Forderungen der am Evangelium Jesu orientierten Sittlichkeit rückhaltlos zu vertreten. Und diese Theologengeneration soll dartun, dass infolge einer Überschwemmung unserer Fakultäten mit reichsdeutschen Professoren und einer Auswanderung unserer jungen Theologen nach reichsdeutschen Universitäten ein neulutherischer Geist in verhängnisvoller Weise unsere nationale Existenz untergräbt?

Gewiss nicht, und das ist natürlich auch nicht die Meinung von Ragaz, der gerade ein unermüdlicher und einflussreicher Vorkämpfer auf diesen neuen Wegen ist. Aber das soeben gezeichnete Bild ist unvollständig. So sehr auch die geschilderte Richtung der jüngern schweizerischen Theologengeneration, besonders für Fernerstehende, das Gepräge, das vor allem in die Augen fallende Merkmal verleiht, so sind doch die, welche sie mit jugendlicher Begeisterung und Schroffheit verfolgen, nicht allein, gibt es andere, die in mancher Beziehung, oft an wichtigen Punkten, anders denken, ihre Stellung als Pfarrer anders auffassen; und diese Verschiedenheit in der Beurteilung wichtiger Fragen ist, obwohl sie natürlich schon vorher vorhanden und häufig zur Sprache gekommen war, infolge des gegenwärtigen Krieges und der Probleme, vor die er den Christen stellt, besonders deutlich an den Tag getreten. Glaubten die einen, so sehr sie ihn beklagten und die menschliche Schuld, die dazu führte, erkannten, doch auch ihn aus der Hand *Gottes* annehmen zu dürfen, so bezeichneten die andern eine derartige Auffassung als gotteslästerlich und erklärten, Gott habe schlechterdings nichts damit zu tun. Waren diese der Meinung, die Schweiz hätte der übrigen Welt das gute Beispiel geben und auf jede militärische Verteidigung ihrer Grenzen verzichten sollen, so konnten wiederum die ersten diese Auffassung nicht zu der ihrigen machen und beklagten es, dass man denen, die ihre Pflicht gegenüber dem Vaterlande als Glieder der Armee erfüllten, den Wert dieses Dienstes fraglich mache, ja bald mehr, bald weniger verblümt die *Verweigerung* der Dienstpflicht als das wahre christliche Heldentum pries. Konnten die einen sich nicht genug tun in der Kritik der Staats-

und Gesellschaftsordnung und selbst die offene Auflehnung dagegen rechtfertigen, so glaubten die andern, ohne zu verkennen, wieviel an den jetzigen Zuständen gerade auch vom christlichen Standpunkte aus als der Besserung bedürftig erscheint, doch hervorheben zu dürfen und zu sollen, welche Bedeutung der Staat „als Hort des Rechtes“ hat, und zu welchen Leistungen wir ihm auch als Christen, ja gerade als Christen, verpflichtet sind. In der verschiedenen Stellung zu diesen und andern Fragen trat und tritt allerdings eine verschiedene Auffassung dessen, was das Christentum für uns bedeutet, zutage, die sich bis zum schroffen Gegensatze steigern kann.

Aber dieser Gegensatz — das kann nicht deutlich genug betont werden — ist nicht der Gegensatz zwischen deutschem und schweizerischem Christentum, ist nicht der Gegensatz zwischen Luther und Calvin. Er ist, wenn wir ihn wirklich auf einen alten kirchengeschichtlichen Gegensatz zurückführen müssen, der Gegensatz zwischen dem von den Reformatoren insgesamt vertretenen Christentum und dem Täuferium, zwischen Kirche und Sekte. Darüber kann in der Tat für den, der sich nicht bloß zum Zwecke der Polemik mit der Kirchengeschichte beschäftigt, kein Zweifel sein. Und wenn man sich klar macht, *welchen* Gegensatz Ragaz in Wahrheit im Auge hat, so kann man sich füglich fragen, ob wirklich alle die Herren, die wegen ihrer Abneigung gegen alles Deutsche in seinem Votum eine rettende Tat sehen, mit ihm derselben Meinung sind über das, was zur „geistigen Untergrabung der Schweiz“ führt. Für diesen Widerspruch gegen die von ihm befürworteten neuen Wege, die doch nur teilweise neue Wege sind, wird Deutschland und — Basel verantwortlich gemacht, trotzdem auch manche von denen, die lediglich in Basel und Deutschland studiert haben, zu den entschiedensten Vertretern der religiös-sozialen Richtung gehören, und umgekehrt andere, die niemals dieser gefahrbringenden Atmosphäre ausgesetzt gewesen sind, sich dagegen ablehnend verhalten. Auch ich selber denke nicht daran, den ungeheuerlichen Vorwurf, den Ragaz seinen andersdenkenden Kollegen entgegenschleudert, dahin zurückzuschicken, woher er kommt. Obwohl mir manches, was auf jener Seite in dieser Zeit der Aufregung, aber auch schon vorher, gesagt worden ist, reichlich unvergoren vorkommt, so weiß ich doch, dass die Welt nicht aus den Fugen geht, wenn ein paar schwei-

zerische Pfarrer zuweilen etwas den Boden unter ihren Füßen verlieren. Vor allem habe ich zu viel Freude an dem ernsten Willen und dem kühnen Glauben, die auch in manchen unüberlegten Worten und anfechtbaren Handlungen zum Ausdruck kommen, deckt sich manche auf jener Seite erhobene Forderung zu sehr mit dem, was ich schon lange vertreten habe, als dass es sich für mich beim Streite der Meinungen einfach um ein Entweder-Oder handeln könnte.

Ich meine aber auch nicht, dass der Gegensatz geleugnet oder verwischt werden sollte, und dass nicht eine ehrliche, offene Aussprache notwendig wäre, die deutlich macht, worum es sich handelt, was die letzten Prinzipien und die letzten Folgerungen der beiden Auffassungen sind. Je besser dies gelingt, desto klarer wird sich zeigen, welche Wege in Wahrheit zu dem Ziele führen, das beide Gegner mit derselben Sehnsucht herbeiwünschen. Aber man höre auf, von einem Gegensatze zwischen einer echt schweizerischen, calvinistischen, demokratischen und einer deutschen, lutherisierenden, imperialistischen Theologie zu reden; denn das ist zum wenigsten eine fatale Entgleisung, spielt den Kampf auf ein fremdes Gebiet hinüber und erinnert allzusehr an die alte Methode, den Gegner dadurch in Verruf zu bringen, dass man ihm irgend einen Ketzernamen anhängte. Die Erklärung für diese Verirrung mag darin liegen, dass Ragaz sich verleiten ließ, seine Klagen und Anklagen an einem Orte und in einem Zusammenhange vorzubringen, wohin sie nicht gehörten.

BASEL

EBERHARD VISCHER



LICHTER MORGEN

Von ROBERT JAKOB LANG

Der Morgen wirft mit weiter Hand
Aus seiner blassen Schale
Den Segen glitzernd auf das Land:
Türkise und Opale.

Als wäre neu die Welt erwacht
Und erst zum Licht gedrungen,
So steigt sie aus der blauen Nacht
Und jauchzt in tausend Zungen.

